



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

St. 8.

Wiesbaden, den 21. November 1915.

4. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

Eine Erinnerung an unseren Kreuzer Nürnberg, von E. Engelhardt. — „Spul“, von Klara Blüthgen. — „Die kleine Sänglerin“, von E. Engels. — „Deutsche Kriegs- und Friedensarbeit in Flandern“, von H. Braunsweiler. — „Meine liebe, kleine Braut“, von E. Selzner. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

Zum Geleite.

Versammlungen, Kollegien, Zusammenrottungen, Bänden werden stets durch etwas anderes regiert, als durch Vernunft. Alle zusammen wissen sie nicht, was jeder für sich wohl weiß. Alle zusammen begreifen sie nicht, was jeder für sich wohl begreift. Alle zusammen haben sie nicht, was jeder für sich wohl besitzt: eine Seele. Multatuli.

Eine Erinnerung an unseren Kreuzer Nürnberg.

Von Emil Engelhardt, Honolulu (Hawaii).

Nicht nur die Tageszeitungen erinnern uns täglich an die Größe, das vor einem Jahre geschah. Wer ein Tagebuch führt, der blättert zurück und versetzt sich in das damals. Nicht ohne Wehmut kann ich an den Tag denken, der sich kürzlich jährte. Unser Kreuzer „Nürnberg“ lief als Honolulu um Kohlen und Proviant an.

Die „Nürnberg“ hatte für uns Deutsche in Honolulu Hawaii im Stillen Ozean eigentlich den Krieg eingebracht. Aus Mexiko, wo er ein Jahr über zum Schutze der deutschen Interessen die Revolution beobachtet hatte, kehrte der Kreuzer am Morgen des 27. Juli in unseren Hafen, der auf der Rückreise nach Tsingtau um den Mannschaften, die ein Jahr nicht an Land gekommen waren, drei Tage zu gönnen. Wir saßen in der Offiziersmesse, erwarteten Bekanntschaften und schluckten Kohlenstaub, denn die Kohlen 750 Tonnen Kohlen wurden Saß um Saß in den Bunkern verstaubt. Für den Abend lud sich jedes deutsche Boot ein paar Leute zum Essen ein. Die Kriegsgerichte waren man, an die die auftragenden Farben der amerikanischen Zeitungen gewöhnt, nicht ernst.

Die deutsche Fahne schmückte unser Haus, Blumen den Tisch, und alles war bereit, aber die Gäste kamen nicht. Die deutsche Fahne war die Werft, an der die „Nürnberg“ lag, zu erreichen. So setzten wir uns allein und wählten zu Tische.

Die Morgenzeitung brachte die Erklärung. Um 5 Uhr kehrte der Kommandant der „Nürnberg“ ein Telegramm. Das Kohlen war so schnell wie möglich beendet. Die Offiziere an Land wurden zurückgerufen, jeder wurde abgesagt. Ohne Kosten schwamm die „Nürnberg“ nur von wenigen berührt, um 12 Uhr nachts aus dem Hafen ins Ungewisse. Das war uns ein Zeichen, daß wir zu erwarten war.

Fünf Wochen hörte man dann nichts mehr von unserem Kreuzer. Der Krieg ging seinen Lauf. Ende August er-

fuhren wir auch die Wahrheit und sahen nun klar durch die Flut von Lüge und Gerüchten.

Unsere Wohnung lag weit außerhalb des staubigen Geschäftsviertels, hoch über der heißen Stadt. Die Abendzeitung, und diese brachte, den telegraphischen Verhältnissen entsprechend, die neuesten Nachrichten, kam immer erst gegen 5½ Uhr zu uns. Darum richteten wir uns eine „Privat-Telegraphenagentur“ ein: ein befreundeter deutscher Kaufmann telephonierte uns immer bis spätestens 1 Uhr die neuesten Meldungen, sobald sie von der Zeitung, ihm gegenüber, angeschlagen waren. Heute rief er mich nicht an. Es wurde 2 Uhr; ich mußte weggehen, in die deutsche Schule. Aber vorher wollte ich wissen, was es gab, schon um den Kindern das Neueste berichten und auf den Landkarten zeigen zu können. Auf meine Anfrage sagte Freund Scheid in aller Ruhe: „Es ist nichts Besonderes. Die Engländer lügen wieder einmal von einem großen Sieg über unseren rechten Flügel. Sonst weiß ich nichts. Daß die „Nürnberg“ da ist, wissen Sie ja schon.“

Und das sagte der gute Mann in einer Ruhe, als hätte er mir nur mitzuteilen, daß er soeben ein Stückchen Butterbrot verpeist habe. Ich aber sprang auf die Straßenbahn.

Mit Tagesanbruch war von Westen her ein Kriegsschiff aufgetaucht, das man unten im Hafen zuerst für einen Japaner oder für die „Leipzig“, deren Aufenthalt an der Westküste Nordamerikas schon lange zu raten aufgegeben hatte, hielt. Als die Quarantäneoffiziere an Bord gingen, fanden sie aus, wer es tatsächlich war. Die Aufregung in der Stadt war erklärlicherweise nicht gering. Woher kam die „Nürnberg“? Was hatte sie erlebt? Waren noch andere deutsche Schiffe in der Nähe? Oder etwa gar auch feindliche? Vor allem die Erwartung einer „Seeschlacht“ ließ die sensationslüsternen Amerikaner nicht zur Ruhe kommen. Daß unser schönes Schiff nicht ohne Ergebnisse nach Honolulu zurückkehrte, nachdem es fünf Wochen abwesend war,

das stand nicht nur bei uns Deutschen fest. Der Kommandant erklärte den amerikanischen Behörden, daß er seit seiner Abfahrt von Honolulu keinen Hafen angelaufen habe. Das frische Gemüse auf dem Hinterdeck gab Rätsel zu raten auf.

Nach den Neutralitätsregeln der Vereinigten Staaten durfte der Kreuzer 24 Stunden im Hafen bleiben und 750 Tonnen Kohlen einnehmen, soviel, als eben ausreichten, um den nächsten deutschen Hafen, das war Tsingtau, zu erreichen. Es war von der amerikanischen Marine angeboten worden, die „Nürnberg“ neben einen vorübergehend hier stationierten amerikanischen Kreuzer an den Marinepier zu legen. Aber Kommandant v. Schönberg verzichtete auf die Ehre und Erleichterung und begnügte sich mit dem gewöhnlichen Dampferpier, — weil daneben der Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Pommern“ lag, seit Mitte August hier interniert. Zum Einbringen der Kohlen wurden keine Japaner zugelassen, nur Hawaier und Mannschaften der „Pommern“, die Kapitän Minssen sofort zur Verfügung gestellt hatte. Die Leute der „Nürnberg“ sollten möglichst ausruhen.

Der amerikanische Posten sperrte die Werft streng ab. Auch deutsche Posten der „Nürnberg“ bewachten das Schiff auf allen Seiten. Wir wollten die „Pommern“ besuchen, natürlich nur die „Pommern“! War man aber einmal durch das Tor, so lag ja die „Nürnberg“ daneben. Wir plauderten mit den Offizieren und Mannschaften; diesen übersetzten wir die neuesten amerikanischen Zeitungen ins Deutsche. Freilich, sie haben viel gelächelt, unsere braven blauen Jungen. Denn sie wußten alles viel besser, da sie fast regelmäßig die deutschen Berichte erhalten hatten. Wie? das sagten sie ebensowenig, als wo sie gewesen und was sie angerichtet hatten. Es war strengstens verboten, und wir machten natürlich nicht den leisesten Versuch, etwas zu erfahren. Wohl aber die Reporter der amerikanischen Zeitungen, die auf alle Weise etwas zu erfahren suchten. Nur eines sagten die Offiziere: „Wir haben auch schon viel Unheil angerichtet. Nach dem Krieg werdet ihr schauen, wenn erst alles bekannt wird. Und noch Schöneres haben wir vor.“

Den englischen Schwindel, die zwei in Hongkong schwer zerschossen eingelaufenen Panzerkreuzer seinen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, klärten sie auch auf.

„Kohlen haben wir unendlich viel, wir wollen nur zu Essen holen“, meinte vergnügt der junge Graf Spee, ein schlanker, heiter in die Welt blickender Offizier, der Sohn des Admirals. Wagenzüge mit Proviant fuhren den ganzen Tag vor. Kälber und Schweine nach Dutzenden, lebendig. Die reinste Menagerie, über welche die Leute sich schmunzelnd freuten. Das gab schöne Braten! Zehn Ochsen wies der Kommandant zurück, weil sie zu wild waren. (Auf offener See konnte man sie ja auch nicht verladen!) Als es dunkelte, waren die Kohlen bis auf etwa 40 Tonnen verstant. Diesen Rest wollte man gar nicht mehr. Aber der Zug von Proviantwagen ging ununterbrochen weiter. Zum Schluß kamen Wagen, welche die Gaben der deutschen Kolonie brachten: Obst, Zigarren, Limonaden und Bier.

Gefechtsbereit war der Kreuzer in den Hafen gekommen. Und gefechtsbereit ging er um 9 Uhr wieder hinaus. Zehn Stunden vor Ablauf der gewährten Frist. Man wollte jede Zeit sparen. Die Abschiedsworte des Kommandanten an uns, die als letzte Landratten das Schiff verließen, waren: „Gleichgültig, was für ein Feind uns begegnen mag, oder wie stark er ist, ergeben wird die „Nürnberg“ sich nicht. Was auch kommen mag, mein kleiner Kreuzer wird wohl unser Sarg sein.“ Auf die Einwohner von Honolulu hat diese stille, selbstverständliche Todesbereitschaft einen spürbaren Eindruck gemacht.

Als die letzten Haltetäue gelöst waren, stimmten die wenigen Deutschen, welche noch an der Werft standen, die „Wacht am Rhein“ an. Wer der erste war, der sang, haben wir nie ausgesunden. Das deutsche Lied erklang eben als gewaltigster Ausdruck des uns alle bannenden Erlebnisses. Als ergreifender Scheidegruß geleitete es das langsam ziehende Schiff in die stille hawaiische Mondnacht mit ihrem Zauber. Die ganze irgendwie freie Mannschaft stand

an Deck, der Kommandant und einige Offiziere deutlich erkennbar, auf der Kommandobrücke. Mit dem letzten Vers unseres Liedes brauste ein jubelndes Hurra hinüber zum Schiff. Von dem amerikanischen Kreuzer „South Dakota“ schallten drei Hurrarufe für die „Nürnberg“. Unsere blauen Jungen sangen das deutsche Flaggenlied „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot“. Da wußte es ein jeder, der am Ufer stand, mochte er angehören welchem Volke auch immer, daß die deutsche Flotte erzogen ist, um ihre Pflicht zu tun; auch auf einsamem, verlorenem Posten und gegen einen weit überlegenen Feind. Und jeder soll es sich zweimal bedenken, ob er sie angreifen will. Teuer muß er es bezahlen. Das ist ja inzwischen reichlich bewiesen worden.

Sehr schnell verschwand das teure Schiff in der Nacht, uns Deutschen in Honolulu nun durch drei Besuche innerhalb eines Jahres ans Herz gewachsen, und uns Nürnbergern besonders.

Elf Stunden vor Ankunft der „Nürnberg“ hatte eben noch ein englischer Dampfer mit 6000 Tonnen besser Australkohle Honolulu erreicht und war so der Kaperung entgangen. Die „Nürnberg“ und wir bedauerten das aus sehr begreiflichen Gründen, aber der Herr Kapitän begann zu renommieren: Er sei die ganze Zeit über mit dem australischen Panzerkreuzer „Australia“ in drahtloser Verbindung gewesen und mit dem Zerstörer „Warrego“. Sie seien beide ganz nahe südlich von Honolulu, und die „Nürnberg“ könne ihnen unmöglich entgehen. Als Zeitungsreporter echt amerikanisch ihn darum baten, weigerte er sich, die Stellung der Schiffe anzugeben. Wir hatten freilich durch einen Blick über den Hafen hinweg zur Quarantäne werft, wo die „Strathardle“ lag, festgestellt, daß sie gar keine drahtlose Einrichtung führte!

Ein junger Deutscher hatte die Offiziere der „Nürnberg“ sehr neugierig gefragt, wo sie denn eigentlich gewesen seien. Lächelnd entgegneten sie, sehr weit gefahren zu sein. Keinen Hafen hätten sie angelaufen aber doch viel Unheil angepöflet und den Engländern manches Schnippchen geschlagen. Ob die „Nürnberg“, falls sie außerhalb der Neutralitätsgrenze angegriffen würde, noch rechtzeitig von „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ Hilfe erhalten könnte? „Das wissen wir eben leider selber nicht. Aber in zwei Tagen sind wir in Sicherheit.“

Als wir dann nach zwei Tagen noch nichts von einer „Seeschlacht“ und einem „Siege“ der Engländer gehört hatten, wußten wir, daß unser schönes Schiff mit seiner wertvollen Proviantladung in Sicherheit war.

Am Tage nach der Abfahrt der „Nürnberg“ verbreiteten die japanischen Zeitungen Extrablätter, die „Nürnberg“ werde toeben, vollständig zerschossen, in den Hafen geschleppt. Das war so gekommen: Ein ziemlich angetrunkenen Soldat der amerikanischen Armee kam in den japanischen Saloon und fragte den Bartender, was er ihm gebe, wenn er ihm die neueste Nachricht vom Seekriegsschauplatz, besonders von der „Nürnberg“, erzähle, die gerade von der amerikanischen Marinetelegraphenstation aufgefangen worden sei. Man erlaubte ihm, zu trinken, soviel und was er wolle, weil man dachte, er würde „im Suff“ allerlei Geheimnisse ausplaudern. Also: die „Australia“ habe die „Nürnberg“ tatsächlich einige Dutzend Seemeilen südlich von Hawaii abgefangen und total, really, zerschossen. Der „Warrego“ habe ihr den Rest gegeben, aber sie schwimme doch immer noch und werde in ein bis zwei Stunden in den Hafen von Honolulu eingeschleppt werden. Der Wartelephonierte sofort die willkommenen Neuigkeit an die japanischen Zeitungen und verkaufte seine neueste Wissenschaft teuer. So erschienen die japanischen Extrablätter.

Die „Nürnberg“ aber hat dann humorvoll das englische Kabel zwischen Kanada und Australien bei Fanning Island zerstört und fuhr zum Siege bei Coronel und darauf in ihren heldenhaften Untergang.

Wir werden den Abschied vor einem Jahre nie vergessen, wo wir das todgeweihte Schiff unseren Blicken in die Mondnacht entschwinden sahen. . .

Unter Glas und Rahmen habe ich ein Mägenbild, das unserem Jungen der jüngste Graf Spee auf der „Nürnberg“

berg" noch schenkte. Nicht der Tag der Falklandschlacht, sondern der Tag vor einem Jahre, als die „Nürnberg“ Honolulu zum letzten Male anlief, ist der Tag, an dem unser Haus um das stolze Heldenschiff trauert. . .



Spuk.

Von Klara Blüthgen.

Durch meinen wachen Schlaf hin
Hört' ich der Tropfen Fall.
Es war ein großes Weinen,
Ging durch das ganze All.

Viel Frau'n in schwarzen Kleidern
Schritten an mir vorbei.
Eine, die ich kannte,
War auch dabei —

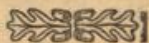
Ihr Haar war grau geworden
Unter dem schwarzen Tuch.
Man sah an ihren Schultern
Die Bürde, die sie trug.

Sie wanderte gen Westen,
Dort liegt ein stilles Grab.
An ihres Kleides Falten
Blickte sie starr hinab.

„Unter so vielen Gräbern
Such' ich ein einziges nur.
Es sind so viel der Toten —
Wer kennt ihre Spur?“

Ruhelos muß ich wandern
Zwischen Wetter und Wind.
Mein Herz ist so voll Liebe,
Mein Auge von Tränen blind.“ — —

Auf fuhr ich von meinem Lager —
Rieseln und Dunkelheit — —
Ich sah mich selber schreiten
Im schwarzen Trauerkleid.



Die kleine Sängerin.

Hinterlassene Erzählung von Eliza Orzeszko.

In einem Wald voll Platanen, dunklen Zypressen und purpurnen Rosenheden erblickte der Jäger Iksu zum ersten Male die kleine Sängerin, in deren Wiege die Mäusen das herrliche Geschenk einer zauberhaften Stimme gelegt hatten. Er war ein Jäger, der die Berge durchstreifte, die Täler mit ihrem berauschenden Blumenduft und die Gestade des Flusses, wo fruchtbare Büsche ihre Zweige tief herabhängten. Dort pflegte auch die Tochter des Hirten, die anmutige Lerche, ihre Kammern und Ziegen zu hüten.

Träumerisch schaute sie dabei in die Glut des Stromes und sang erst ganz leise, dann immer lauter und hinreißender. Aufmerksam lauschten selbst die Hirsche, die in ihrem Hause anhielten, und die kleinen Vögel, die sich neugierig auf die Himbeerbüsche setzten.

Gebannt von dem Wohlklang ihrer Stimme, verharrte auch Iksu eines Tages hinter einem breiten Baumstamm, der ihn sorglich verbarg. Dann aber schlich er leise zu der Sängerin, die ihm den Rücken zuwandte, schloß ihre Augen mit seinen Fingern und ihre Lippen mit den seinen.

Als er sie zu Küssen aufhörte, senkten sich ihre Blicke tief ineinander, als suche jeder nur den Zugang zu der Seele des andern. Sie erfrischten sich mit Früchten und mit dem klaren Wasser des Flusses. Dann stiegen sie beide auf den Gipfel des Idagebirges, um das wogende Meer zu sehen. Er wußte von den Wundern der Meeresstiefe zu erzählen, und sie sang dazu göttliche Melodien.

So verging der erste Liebestag der beiden Hirtenkinder, die sich auf Leben und Tod Treue geschworen hatten.

Zu jener Zeit aber lebte eine mächtige Nymphe, die ein Liebling des Artemis war und von ihr weite Waldstrecken und Felsengebiete des Ida geschenkt bekam, wo sie herrschte und großartige Jagden abhielt. Weit geehrt und gefürchtet war die Nymphe Scylla. Sie wurde später in einen für die Seefahrer verhängnisvollen Meeresfelsen verwandelt wegen ihres böswilligen Hochmuts. Damals aber schritt sie noch mit königlicher Gebärde im weiten purpurnen Mantel dahin in Gestalt einer Jungfrau und mit dem Antlitz einer Göttin. Auf einem seltsamen Tier mit großem Einhorn sitzend, ritt sie zur Jagd, begleitet von wilden, grauen Hunden, die im Laufe den Eindruck machten, als folgten sie wie beschwingte Meereswellen heulend der Scylla durch die Wälder und über Berg und Tal.

Die schöne und stolze Nymphe beobachtete einst Iksu, als er durch einen Busch eilte, um eine Gazelle einzufangen, die über den Moosteppich dahinkam. Er wollte das prächtige Tier nicht töten und warf nur eine Schlinge um ihren Hals, um sie an den Fluß zu führen und seiner Lerche als Geschenk darzubringen. Die kleine Sängerin hatte den Geliebten schon sehnsüchtig erwartet. Sie war daher erfreut über sein Erscheinen und entzückt über sein Geschenk. Gütlich umschlungen, saßen beide am Ufer des Stromes, plauderten und lachten, und waren glücklich wie Kinder im Paradies. Die Nymphe sah das alles von ihrem erhöhten Sitz, und das Horn ihres Tieres umfassend, weinte sie heiße Tränen des Neides.

Niemals hatte sie noch jemand geliebt und nie einer sie. Sie besaß alles in der Welt, nur kein Glück. Als sie, die Gewaltige, dem armen Jäger begegnete, wurde sie ganz schwach. Sie kam sich nichtig und klein vor gegenüber dem schwächlichen Knaben mit den tiefblauen Augen.

Seit jener Stunde war die Ruhe von der Nymphe gewichen, und sie wurde von Glammen der Liebe und der Mißgunst verzehrt. Wohin der junge Jäger auch kam, überall, selbst an den verborgensten Plätzen des Waldes und in den entlegensten Schluchten, traf er die göttliche Jungfrau, die ihn zu sich zu locken suchte. Bald näherte sie sich ihm in der Gestalt eines schüchternen, unschuldigen Landmädchens, bald fiel sie ihm wie ein Kind zu Füßen und flehte um einen Liebesstrahl seines Herzens. Mit aufgelöstem Haar, mit nackter Brust und rotem, blühendem Munde tanzte sie auch mitunter vor ihm als Cybele. Aber alle ihre Verführungskünste ließen ihn kalt, so daß sie eines Tages zornig ihre Leiter von sich warf, als er feierlich erklärte, niemand in der Welt außer seiner Lerche lieben zu können. Die Nymphe kam auf den Gedanken, sich die Reize der Sängerin anzueignen und verwandelte sich in einen Vogel, dessen silberheller Gesang das Ohr des Jägers umschmeichelte. Sie setzte sich dann auf seine Schulter und zwitscherte ihm viele Verheißungen vor.

„Komm, folge mir, ich zeige dir den Weg zu einem Zauberschloß!“ Das war aus ihren Tönen herauszuhören. Sowie sie aber ihre Flügel in Bewegung setzte, richtete Iksu seinen Bogen auf den lästigen Vogel.

Da dieser Versuch der Nymphe mißlungen war, kam sie ein andermal in Gestalt einer weichen Wolke mit goldschimmerndem Rande, um den Jüngling von Kopf bis zu Fuß umfassen und ihn in ferne Gefilde zu entführen, wo er seine Hirtin völlig vergessen sollte. Kühnen Sprunges aber stürzte Iksu in die Tiefe des Flusses und blieb dort solange unter der Oberfläche, bis die Wolke vorbeigezogen war. Dann warf er sich zu den Füßen seiner Lerche und umschlang mit zitternden Händen ihre Hüften.

Endlich entschloß sich die Nymphe, als Göttin dem Widerspenstigen entgegen zu treten, und sie sprach:

„Wisse, daß du selbst dein Schicksal jetzt zu entscheiden hast. Artemis, deren Liebling ich bin, will dir die Unsterblichkeit schenken, wenn du mir folgst und deine Hirtin verläßt.“

Sie schilderte ihm noch die ambrosischen Freuden, die seiner im Reiche der Geister harren, und war bestürzt, als er ihr aufs neue mit jenem feierlichen Tone wie einst entgegnete:

„Mit meiner Kerche will ich leben und sterben. Ohne sie kann die Unsterblichkeit mir nur eine unsterbliche Qual sein!“

Die Nymphe erhob ihre weiße Hand und sprach:

„Sieh, du Tor, dort läßt der Adler sich von der Höhe auf eine Platane nieder. Soviel Zeit sei dir zur Ueberlegung gewährt, bis er den Gipfel des Baumes erreicht, willst du mein sein oder keine Rücksicht nehmen auf mich und dich?“

„Der Tod schreckt mich nicht“, sagte der Jäger, „wenn ich ihn in den Armen meiner Kerche finde. Kann ich mit ihr zusammen untergehen, so werden die Wogen des Flusses für mich süßer sein, als Nektar und Ambrosia.“

Zornig schrie die göttliche Jungfrau jetzt in die Lüfte: „Artemis, komm, räche die Schmach deines Schützlings! Verwandle ihn in ein Wesen, das ruhelos umherirren, keinen Widerhall auf seine Gebete finden und die Elemente zum Aufruhr reizen soll. Die Wolken und die Winde, die Erde und das Meer, sie sollen alle ihn verfluchen, daß er ihnen die Stille und das Behagen raubt. Und nie darf er selbst auf seiner irdischen Pilgerfahrt Rast und Erholung finden.“

Kaum war ihr Fluch ausgesprochen, so verschwand Ixus im tiefen Gehölz. Ein heftiger Wind peitschte hierauf die Gluten des Wassers, rauschte durch die Kronen der Bäume, durch die Zweige der Büsche und bog die Gräser auf dem Felde. Artemis hatte das inbrünstige Gebet der Nymphe erhört und den übermütigen Jäger in einen Wind verwandelt.

Er sollte zur Strafe für seinen Eigensinn das unbeständige Element unter der Sonne und unter den Sternen werden, das sich keinem Willen beugt, aber auch keine feste Wohnstätte findet. Gefürchtet von den Wolken und von den Wellen, sollte er den Luftraum erfüllen und sich vergebens nach Rast und Ruhe sehnen.

In dem tiefsten Dickicht des Waldes, auf den Feldern, am Meeresstrand, in den Schluchten der Berge, hinter Dornen- und Distelhecken suchte die kleine Sägerin ihren Freund. Sie achtete nicht auf die blutigen Wunden, mit denen ihre Füßchen sich bedeckten, und weinend rief sie immer wieder den teuren Namen, bis ihr Gesicht immer blässer und ihre Augensterne immer matter wurden. Bald sah sie einem kindlichen Gespenst ähnlich, einer irrenden Seele, die in ihrem grenzenlosen Schmerz nicht weiß, wo sie in der Welt bleiben soll.

Zu ihrem eigenen Trost täuschte sie sich über den Kummer zeitweilig hinweg, indem sie von dem früheren Glück ihrer Liebe sang. Dann wurde ihre Stimme so stark und hob sich mit solch einer Gewalt empor, daß der Widerhall unter dem ganzen Firmament zu hören war und die Wellen, die Felsen, die Adler, die Mäwen und die Blumen andachtsvoll zu lauschen schienen. Begieriger als alle Wesen und alle Wilde der Erde, sog aber der wirbelnde Wind die herzergreifenden Töne auf.

Empfindsam, wie die kleine Kerche durch alle ihre Leiden geworden war, fühlte sie besonders dann gerade den Drang, die Laute ihrer Silberkehle erklingen zu lassen, wenn der Wind kosend ihr Antlitz berührte und mitteilend über ihre wunden Füße strich. Der Atem des Windes tat ihr unsäglich wohl.

Und während sie fortgesetzt um den verlorenen Geliebten klagte, ihn zu suchen nicht milde wurde und seiner im Gesange stets gedachte, schien ihr zarter Körper zu schwinden und sich in Mriaden von Tönen aufzulösen.

Der Wind griff diese Töne auf, trug sie auf unsichtbaren Fittichen immer weiter und von seinem Kuß beruhigt, wurde die ihnen innenwohnende Klage und Pein immer milder, sanfter und harmonischer.

Seit jener Zeit erfährt der Wind jeden Klang, der aus einer Flöte, einer Laute oder aus der Menschenbrust kommt, drückt ihn an sein Herz und macht ihn weit vernehmbar, bis ein Schluchzen unter dem lustigen Kuße verstummt.

Sowie der aufsteigende Ton leiser, geheimnisvoller und ersterbender wird, küßt der schöne, treue Ixus seine blaugäugige Sägerin, und sie ist vom Kummer erlöst.

Deutsche Kriegs- und Friedensarbeit in Flandern.

Von A. Brausewetter.

Einsam liegt der Strand von Ostende. Jahr für Jahr entwickelte sich hier das üppigste Treiben, entfaltete sich ausgesuchte Kleider- und Modenpracht. Ueber 200 000 Fremde aus allen Ländern der Erde lebten hier ihrer Erholung und in nach höherem Maße ihrem Vergnügen. Der prachtvolle Damm, der sich von dem Eingang zu der Eskadade, der Hafeneinfahrt, über Mariekerke hinaus bis Middelkerke erstreckt, einmal der Schauplatz des unaufhörlich und froh flutenden Lebens, jetzt völlig verlassen. Am Pösten schreiten hin und her und üben unnachlässig strenge Kontrolle. Verlassene Hotelpaläste, einsam und verlassen auch das romantische Königsschloß mitten darin, das in das wunderbare Bild von Ostende. Die Hotels, früher der Tummelplatz sybaritisch genießender Lebemänner und Damen, jetzt Dienst, so ist die Stätte oft raffinierter Zerstreuung das so ernst strenge Feld unaufhörlicher Kriegsarbeit geworden. Je weiter man nun mit elektrischer Bahn oder Auto am Strande kommt, mit um so ehrfürchtiger Bewunderung betrachtet man die großartigen Befestigungen der ganzen Nordseeküste, die Unterstände der Marinesoldaten, die Wohnungen der Offiziere, die oft lieblichen ländlichen Villen gleichen. Von schönerem Bild und heiterer Luft kann sie jedenfalls der verwöhnteste Gesandter nicht erfinden und unsere Truppen haben sich hier als treffliche Baumeister und Architekten erwiesen. Alles ist vorhanden, Bureau und Arbeitszimmer für die leitenden Offiziere, Messe, Kasino, Wohn- sowie Schlafräume.

„Wollen wir den Kaffee auf der Veranda nach der See oder auf dem Hinterbalkon nehmen?“ fragte der Kapitulänt, der mich in sein mit allem Behagen eingerichtetes Blockhaus eingeladen hat. Und als wir vom „Hinterbalkon“ aus auf die Niederung, ihre weiten Plätze, auf denen die Marinesoldaten Reittübungen vornehmen, ihre weiten Wiesen und Felder, auf denen jeder Halm sorgsam gesammelt wird, hinaussehen und ein leiser Regen zu fallen beginnt: „Jetzt mag es regnen, mein Heu habe ich drinnen.“ Auch hier in den Unterständen und Blockhäusern der Dämme sind die Offiziere Landwirte und treiben mit Gewissenhaftigkeit Bodenkultur.

Aber auch mit Gewissensruhe können sie es tun, denn sie haben dafür gesorgt, daß die Engländer oder Franzosen sich ihren Küsten so leicht nicht nahen können. „Möchten sie nur kommen, dann gäbe es doch einmal eine Abwechslung und eine hübsche Ueberraschung für die Herrschaften“, meint mancher einer. Hier und überall an der Küste gibt es viel Arbeit, der feste Ausbau der Unterstände und Befestigungen, die strenge Handhabung steter Wachsamkeit und nicht zum mindesten die Schaffung dessen, was die Verschönerung eines so langen Höhlenlebens beizubringen. Anlage kleiner Blumengärten, wohlliche Ausstattung der Innenräume, das alles will besorgt sein. — Liebliche Bilder zeigt die Küstenfahrt nach Blankenberghe über das zuckende Den Haan, das auch jetzt im Angesicht aller Befestigungen und Unterstände wie im lieblichsten Friedensstrande daliegt.

Ueber den Geist der Truppen in Schützengraben und Quartieren ist oft geschrieben. Aber immer noch nicht genug. Denn gerade denen, die in Ruhe und Beschaulichkeit daheim ihren bürgerlichen Verrichtungen nachgehen, soll es immer wieder zu Gemüte geführt werden, was sie da draußen für uns und unser Vaterland tun, wie fast noch als ihre Tapferkeit die unerschütterliche Geduld bewundern ist, mit der sie aus dem Sommer in den Winter aus dem Winter wiederum in den Sommer hinübergehen monatelang in ihren Gräben und Unterständen ausdauernde Mühen und Strapazen freudigen Mutes auf sich nehmen.

Wo ich auch Gelegenheit hatte, Offiziere oder Soldaten zu sprechen: im Stabe in den Kasinos, in den Unterständen, Schützengraben oder Soldatenheimen überall trat mir, ganz so wie noch im Anfang des Krieges, die unerschütterliche Zuversicht, der starke Siegeswille, entgegen.

zogen. Ueberall auch ein still schlichtes Gottvertrauen, das sich nicht hochtönenden Worten, wohl aber in der männlichen Innerlichkeit des Herzens kundgab. Von den unvergesslichen Eindrücken der unvergeßlichste ist mir eine Nacht im Schützengraben geblieben. Wir hatten bei dem Admiral ein einfaches Abendessen eingenommen. Nach einer kurzen Partie Billard, die hier jedesmal den Beschluß des harmonischen Zusammenseins bildet, fuhr beim Dunkelwerden das Auto vor, und wir gelangten durch die warme, trübe Julinacht, die dem Mond nur sehr selten einen flüchtigen Durchblick gestattete, auf einer von Granaten durchlöchernten Straße, an völlig zerstörten Häusern vorbei, in einer fahrgeschwindigkeit, die auf solchem Wege ein großes fahrgeschwindigkeit offenbarte soweit es möglich war, an die Stellung.

Das Aufklappen der verschiedenen Raketen, die die Stellungen beleuchten, bald ruhig, weiß, klar, bald grünlich-gelb, dann wieder, wie eine wundervolle Rakete bei einem Feuerwerk, langsam, majestätisch emporsteigend und bei dem ebenso langsamen Niedergehen einen großen Landweissen tageshell zeigend, die großartigen Lichtreflektoren in der schwülen Nacht, der dumpf tönende Abschluß, der Einschlag, erst nach längerer Weile vernehmbar, alles das ist von einer Kraft der Romantik, die die Wirklichkeit und ihre Gefahr in den Hintergrund treten läßt.

Nach einer vorsichtigen Fußwanderung kommt man in den Unterstand der Mörser, tief eingebaut und so niedrig, daß man ihn nur gebückt betreten kann, aber von einem Schragen, einer deutschen Gemütlichkeit, daß man sich bei dem Glase Münchener Bier, das der Bootoffizier als willkommene Gabe mitgebracht, bald wohl fühlt. Auf einen Stock sich stützend, geht man die tadellos gebauten Gänge des Schützengrabens in tiefem Dunkel entlang, erblickt die prächtige Armierung, ist mitten im ersten Nachtdienst, hört das Donnern und Dröhnen der Geschosse, Abschluß und ernst widerhallenden Einschlag, sieht die Feuer aufsteigen, zu sehen, schwinden — und versteht, wie stark und ruhig sie da in ihren Gräben und Unterständen sich fühlen. In dieser Nacht, da das zum erstenmal gehörte nahe Donnern und Einschlagen der Geschosse einen Schauer der Ehrfurcht auslöste, habe ich zugleich nicht Liebe und Bewunderung, die ich längst gehabt, wohl aber Ehrfurcht vor denen gelernt, die hier bereits über ein Jahr still und stark, vom hochgestellten bis zum einfachen Mann, ihr verantwortungsvolles Tag- und Nachtwort unter freudiger Drang ihres Lebens verrichten. Zugleich habe ich erkannt, wie gut und wichtig es für einen zum geistigen Leben und Können Berufenen ist, einmal einen Einblick in die rastlose Arbeit da draußen, den ersten Dienst in gefährvoller Lage zu tun, zu sehen, wie hier nichts lebt und regiert als das schlichte deutsche Wort: Pflicht. Denn nur von dem, was man gesehen und erlebt, kann man künden und zeugen. Man wird hier klein und groß zugleich, lernt neue Werte und neue Maßstäbe.

Ein anderer echt deutscher Begriff begleitet einen eine ganze Reihe hindurch: Ordnung. Wohin man in Flandern geht und kommt, überall die peinlichste Ordnung. Sie ist den Leuten dort erst ein wenig komisch und pedantisch erschienen. Aber mit je eifriger Gewissenhaftigkeit die deutsche Verwaltung sie überall durchgeführt hat, um so mehr haben sich die Belgier an sie gewöhnt. Jetzt sieht man von dem Eingang in Herbestal an bis zum äußersten einsamen Küstenort alles unter den Gesichtspunkt der Ordnung gestellt, überall Tafeln: „Rechts fahren, links fahren“, „Für Militär“, „Für Zivil“, selbst die Vorstellungen in den Kinos sind nach solcher Maßgabe geordnet, wie auf einem Anschlag in Ostende zu lesen war: „Vorstellungen der Marine: „Treu bis in den Tod“, Schauspiel in 4 Akten. Vorstellungen für Militärpersonen täglich von 3 bis 4½ Uhr. Vorstellungen für die Bürger alle Dagen von 3 bis 4½ Uhr namiddag. Unteroffiziere und Mannschaften 20, Offiziere 50 Pf., Burgoers 30 en 50.“ Es ist schon ein wenig in Mißkredit gekommene Wort „Ordnung“ wieder in seiner deutschen Klarheit und Kraft. In seiner schöpferischen Handhabung tut es uns

keiner unserer Feinde gleich, das haben so recht die von uns okkupierten Länder gezeigt.

Auch in den Städten, in denen man vom Kriege gar nichts mehr merkt, ist der ruhige Weitergang aller Arbeit und friedlichen Beschäftigung, das völlig geregelte Tun und Treiben auf den Straßen lediglich diesem deutschen Ordnungssinn und seiner strengen Durchführung zu danken. Wer beispielsweise heute durch Brüssel geht, der kann gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er sich in der Hauptstadt eines vom Kriege in so tragische und heftige Mit leidenschaft gezogenen Landes befindet.

Ein reger Geschäftsverkehr, blühender Handel und Wandel, in den Hotels und Gasthäusern ein stets Kommen und Gehen, ein ununterbrochener Betrieb der elektrischen Bahnen, wie in den größten Städten Deutschlands mitten im Frieden, in den Lokalen ellenlange Speisefarten mit allem, was ein auserwählter Geschmack nur wünschen kann, ja ein bei uns in Deutschland nicht gekannter Reichtum an Brot, der einem recht klar wird, wenn man zu jeder Speise einen Teller voll weißen Weizenbrotes bekommt, von dem man kostenlos nehmen kann, so viel einem beliebt. Geht man morgens durch die Straßen, so begegnen einem Schulbuben und Schulkinder aller Stände in hüllen Scharen, die so frisch und froh aussehen, wie es nur möglich ist, wenn man in die Schule geht.

Das überzeugendste Bild blühenden Lebens und sichten der Ordnung aber bot ein großer Obst- und Gemüsemarkt auf der berühmten Grande place Brüssels. Wer diese Berge des schönsten Gemüses gesehen, diese üppigen Brüsseler Trauben, diese leuchtenden Tomaten, diese duftenden Riesenspiegelfische, denen man während ihres Wachstums mit kleinen Spiegeln ringsum die rechte Farbe und Sonnen glut zu geben gewußt, der hat einen Begriff von Kultur und Fleiß und Gedeihen im eroberten Lande erhalten.

Jetzt fährt ein riesiger Militärwagen auf den Markt. Feldgrau sind in ihm. In wenigen Minuten ist er bis oben hin mit riesigen Kohlköpfen, anderem Gemüse und Früchten beladen. Ein Kohlkopf fliegt einem preussischen Leutnant hart am Kopfe vorbei, einige junge Belgierinnen haben ihre Freude daran, eine heitere Episode in dem Ernst, der einem hier umgibt.

Und auf all dies Leben und Treiben blicken die alt herrlichen, in ihrem reichen Goldschmucke von der Sonne durchleuchteten Gebäude herab, die der Grande place Brüssels ein so eigenartiges Gepräge geben, sie zu dem schönsten Platz der Welt machen: das altgotische Rathaus, das Hotel de ville, mit den Statuetten der brabantischen Herzöge, die, seitdem sie hier ihren Standpunkt gefunden, so manches schon erlebt und gesehen, dies Bild aber wohl kaum geahnt haben, das alte Königshaus, auch Brothaus genannt, in dem in einem Zimmer des zweiten Stocks die Grafen Egmont und Hoorn die Nacht vor ihrer Hinrichtung zugebracht, von dessen Balkon aus sie das Blutgerüst bestiegen haben, die prächtigen Zunfthäuser, die, von dem französischen General Villeroy auf Befehl Ludwigs XIV. im Jahre 1695 beschossen und gänzlich zerstört, in ihrem alten Stile wieder aufgebaut wurden. Und neue wunderbare Bilder: wenn man in den Riesenhallen des Palais de justice, der an die Denkmäler Assyriens oder Babylonien erinnert, die Gestalt eines preussischen Feldwebels auf tauchen oder in dem gigantischen Palais des beaux arts die Posten mit aufgezogenem Bajonett hin und her schreiten sieht.

So begegnet sich überall im flandrischen Lande ernste Kriegs- und gedeihenfördernde Friedensarbeit, herzerquickende Kunst und Kulturtätigkeit mit deutscher Straffheit und Ordnung. Aber nicht als etwas Unharmonisches, nicht Zusammengehöriges, sondern als etwas, das sich bei genauerer Bekanntschaft und Vertrautheit gut zusammenfinden wird und schon auf dem besten Wege dazu ist. Und wenn die Belgier vielleicht auch nur äußerlich eine gute Miene zur neuen Gestaltung der Dinge machen, wenn sie auch die Hoffnung auf eine „Befreiung“ durch ihre wohlmeinenden Freunde, die Engländer, noch nicht aufzugeben scheinen, die Festigkeit und deutsche Kraft, auf die sie überall stoßen, die Weisheit und Bestimmtheit der Ver-

waltung, sollten sie doch bald nicht locker lassen werden, — und daß es für sie nicht das Schlechteste ist. Denn auch die jetzt an vielen Orten naturgemäß noch sehr darniederliegende belgische Industrie wird unter deutscher Verwaltung sicher bald genesen.

Es traf sich wunderbar, daß ich auf der Rückreise in Düsseldorf im neuen Schauspielhaus eine Aufführung von Ibsens Brand sah, die in geistiger Durchdringung, szenischer Anordnung und schauspielerischer Darstellung auf der Höhe stand. Wunderbar deshalb, weil diese Tragödie wie ein Epilog zu alle dem anmutete, das ich in Glandern erlebt, weil kaum eine andere Dichtung gedacht werden kann, die in den eisernen Ernst dieser Zeit so hinein paßt. Brands unerbittliche Kriegsforderung, die jeden feigen Kompromiß verachtet, die nicht den Frieden will, bevor der Kampf ehrlich und stark zu Ende gekämpft, seine Lösung „Alles oder nichts!“ seine immer wieder ausgesprochene und bewährte Ueberzeugung: „Gibst alles Du, doch nicht Dein Leben — So wisse, Du hast nichts gegeben“, es mutet an, als wäre es für diese Zeit geschrieben.

Vor allem auch der tiefe religiöse Grundgedanke des Dramas, der in dem so viel mißverstandenen Schlusse zu seiner Krönung kommt. Hier in Düsseldorf war er zur einzig richtigen Lösung gelangt. Eben hat Brand aus tiefster Not geschrien:

Sag mir Gott im Todesgrau,
Reicht nicht zur Errettung aus
Manneswillen quantum satis?

Jetzt fällt ein Schleiervorhang. Kurze, erwartungs- volle Pause. Dann Orgelflang und nun aus der Höhe gesungen wie Engelsverkündigung:

Er ist Deus caritatis.
Deus caritatis sei und bleibe er auch uns!



Meine liebe kleine Braut.

Erzählung von Ellen Selzner.

„Hilde, liebe kleine Hilde!“ Kommerzienrat Rodner strich über den welligen Scheitel seines Kindes. „Willst du nicht mit mir fahren, Hilde? Es wäre gut für dich und mir würdest du eine Freude machen, Kind. Wirklich. Komm mit!“

Hilde Rodner stand groß und schlank neben ihrem Vater. Ihr Gesicht hatte nichts Weiches, es war in jedem Zuge scharf, bewußt. Unter der selten schönen Stirn blickten zwei graue, kluge Augen hervor. Aber in diesen Augen lag eine Bitterkeit, die weh tat. Man fürchtete, die feinen Lippen könnten aussprechen, was diesen Augen den bitteren, müden Ausdruck gab.

„Ich kann nicht, Vater. Laß mich lieber hier. — Ich kann nicht.“

Ihr Vater quälte sie nicht. Er nahm nicht, was sich nicht bereit und gerne bot. Auch Hilde war so.

Am Nachmittag war Hilde Rodner allein in dem großen Haus vor der Stadt. Drüben durch den knospenden Wald gingen frohe Menschen im hellen warmen Sonnenschein, Hand in Hand. Hilde lehnte am offenen Fenster, der Wind spielte mit ihrem blonden Haar.

So war sie nicht immer gewesen, sie war auch einmal ein frohes, lachendes Menschenkind gewesen. Sie war glücklich gewesen. Von einer Mutter wußte sie nur den Namen; früh war sie ihr gestorben. Der Vater liebte sie abgöttisch, seine Hilde, die so ganz war wie das Mädchen, das er heimgeholt hatte in sein einfaches Haus; so sprudelnd, so überquellend von Leben und Frohsinn. Man wurde so reich in ihrer Gegenwart, man fühlte, wie schön und groß das Leben war und griff mit seligen Händen zu. Bis vor drei Jahren war sie so gewesen, die lachende Hilde. Dann — ja, was war dann gekommen?

Ein Lachen flatterte von unten herauf, ein Mädchen lief davon und sah schelmisch dem Stehengelassenen zu, der den Wettlauf aufnahm. Hilde sah, wie der Bursche sein Mädel

einholte und es jauchzend umfaßte. Sie sah es gern, die freie, frische Liebe zwischen zwei Menschen. Es war etwas Schönes darum. Einmal, vor diesen letzten drei Jahren hatte jemand sie auch geliebt. Drei Jahre sind eine lange Zeit. In dieser langen Zeit war aus der lachenden Hilde die heutige mit den herben Augen geworden. Und das wegen einer Torheit.

Er liebte sie. Sie wußte wie sehr, sein ganzes Wesen sagte es ihr. Und ihr gefiel es, daß jemand sein Herz zu ihren Füßen legte. Sie war siebzehn Jahre alt. Der Vater wollte nichts anderes, als sein einziges geliebtes Kind glücklich sehen, und als der junge Offizier ihn um Hilde bat, sagte er ja. Sie waren verlobt.

Sie jagte ihr braunes Pferd mit den schlanken weißen Fesseln neben dem feinen durch Felder und Wälder. Ein Bruder war er ihr, seine Liebe zu ihr war etwas unendlich Starkes, feines. Sie hatte sie lachend, wie alles, angenommen.

Dann eines Tages war er nicht gekommen. Sie wartete eine Stunde, doch er kam nicht. Sie empfand das als bittere Vernachlässigung, ein unbändiger Zorn packte sie. „Du erhört, wie er dich behandelt, Hilde,“ sagte die kleine, schmale Grete, die bei ihr war. Daß die das auch sehen mußte!

„Weißt du, Hilde, ich würde ihn ja einfach behandeln, wie er es verdient hat.“ Und dann leiser: „Ich würde ihm seinen Ring zurückschicken.“

Hilde sprang auf. „Zurück?“

„Ja, ja. Dann könnte er ja den Beweis erbringen, daß er dich wirklich liebt. Prüf ihn, ich täte es sicher.“ Hilde tat's. Sie schickte Hans den Ring zurück, eine weitere Erklärung dazu als sein heutiges Ausbleiben.

Sie wartete auf ihn. Tage und Wochen hindurch. Sie mußte doch kommen, sie bitten: Sei mir wieder auf! Sie mußte doch! Aber er kam nicht. Nichts kam von ihm.

Das hatte sie verwandelt. Ein großer Schmerz hatte sie aufgerüttelt und vertieft. Wie gerne, gerne hätte sie ihre unbesonnene Tat rückgängig gemacht. Wie gerne! Es kamen Zweifel an seiner Liebe. Aber dann schrie es in ihr: nein, nein, nein! Es half kein Sträuben, kein Wehren, er war gekommen, wie es mußte. Was wollte sie denn da noch?

Dann loderte die Kriegsflamme über Europa. Und im Innern riß eine heilige Begeisterung die menschlichen Herzen auf. Waren das Tage! Hilde stand und sah aus, wie sie vorbei marschierten, wie sie hinausfuhren in bekränzten Wagen, der Väter Schwur neu schmiedend die neuen Schwerter.

Auch ihn hatte sie gesehen. Ernst und still hatte er unter die singende Menge geschaut. So wie er ausgegangen war, so war er ihr geblieben, hoch und stolz zu Kopf und gerade. Warum war sie nicht hinausgeeilt, zu ihm? Hatte ihm ihre Liebe, die nur ihm gehörte, mitgegeben den Weg, den er nun gehen mußte. Andere, die ihren Liebsten ziehen ließen, durften bangen und hoffen. Sie — was hatte sie für ein Recht dazu!

Eines Tages war ein Brief an sie gekommen. Von ihm! Er hatte sie nicht vergessen, er liebte sie wie früher. Drei-, viermal las sie seine einfachen stillen Worte, in denen sein ganzes stolzes Herz vor ihr lag. Dann weinte sie und lachte sie in einem Atem. Sie schrieb ihm, alles was sie erschütterte; von jenem unglückseligen Tage bis heute. Sie schrieb ihm, wie glücklich geworden war durch seine Zeilen, erzählte ihm. Ihre Antwort war lang und doch nicht lang genug, um alles auszudrücken, was sie ihm sagen mußte. Nun war ja alles wieder gut.

Hilde strich das wirre Haar aus der Stirn. Alles war wieder gut. Vor ein paar Tagen hatte der Briefträger ihren Brief zurückgebracht. In fremder blauer Schrift war auf dem Umschlag zu lesen, daß der Adressat verwundet sei, daß sie unbekannt. Es sollte nicht sein, sie sollte nicht wissen können. In dem jungen Mädchen lag ein tiefes Leid über ihre Liebe.

Es klingelte.

Dann brachte das Mädchen einen Brief, einen Brief mit Stadtstempel. Von ihm! Er lag in der Stadt im Krankenhaus, seine Verwundung war ein leichter Schulterschlag.

Ob sie ihn besuchen wolle? Zwischen 3 und 4 Uhr gehe er in dem großen alten Garten spazieren.

Eine Glutwelle überflog Hilde. Wie gut, daß sie nicht mit Papa gefahren war. Es war halb vier. Sie konnte also heute noch sehen, wenn sie eilte. Und sie eilte. Der alte Jochen konnte nicht schnell genug fahren, sie bebte vor Frost und doch schien die Frühlingssonne so warm und strahlend herab. „Hans! Hans!“ O, sie würde ihn mitnehmen, ihn daheim pflegen, Papa würde einverstanden sein. Sie würde alles wieder gut machen. Hans! Da war er! Stand vor ihr, küßte ihr die Hand, die sie willenlos in seine gelegt hatte. Dann sah er sie an mit seinen stillen, tiefen Augen, in denen noch ganz ferne ein graufiges Lächeln und Schauen lag. Er sah sie an, lange, lange, als wisse er sie mit diesem Blick zu sich hinüber ziehen, sie ganz begreifen und an sich nehmen.

Nun nahm er ihren Arm und sie gingen zusammen durch die Wege, und die kleinen Vögel saßen in den Bäumen und Büschen und sangen ihre Frühlingslieder. Keines sagte ein Wort. Ganz hinten, wo die alten hohen Kastanien ihre flebrigen Blätter an die Sonne streckten, blieben sie stehen.

„Hilde!“ Er legte seine Hände um ihr Gesicht. Da schluchzte sie auf. Er legte den Arm um sie wie um ein kleines Kind, bei dem man wartet, bis es sich beruhigt hat. „Warum bist du so gewesen, warum bist du niemals nicht gekommen und hast gesagt: Hilde, so etwas schreibe ich dir ja gar nicht, du bist ja mein liebes, liebliches Mädchen und damit ist alles gut!“

„Ich?“ Ein frohes, glückliches Lachen kam in seine Kehle.

„Doch —, doch, du!“

Da wurde er ernst. „Sieh mal, Hilde, hätte ich dich nicht so über alles lieb gehabt, vielleicht hätte ich so zu dir geredet, wie du sagst. Aber so ging das nicht. Ich hielt dich zu hoch. Als du dich von mir riffest, konnte ich nicht wie ein Spielball zu dir kommen.“

Sie schwieg lange, dann reichte sie ihm ihre Hand. „Wahr, Hans, du bist mir wieder gut?“ Ihre grauen Augen sahen ihn bittend an.

„Wie all die Zeit über, seit ich dich kenne,“ nickte er und hörte ihr zu, als sie von dem Bangen und Harren, all dem Leid und Gram ihrer Liebe sprach. Als sie fertig war, schenkte es ihr, als zerbreche eine schwere Kette in ihr und sie könne nun wieder sein wie früher.

Sie sah lachend zu ihm auf, es war ihr so froh und leicht ums Herz. Da stand er still und küßte ihre Lippen, und sie sah ihm boten. „Meine liebe kleine Braut!“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

„Ob ich dich will?“ Ein Häuschen am Ausgang der Stadt. Hinter der Mauer.“ Ein Häuschen mit einem kleinen Garten, mit ein paar Blumenbeeten, einigen Stachelbeersträuchern, einem Kirschbaum und etwas Gemüse. Der Mann ist Tagelöhner. Sein einziger Sohn rückte am dritten Tage mit aus. Er ist viel herumgekommen. Erst in Frankreich. Und dann nach Russland. Er hat die harten Winterkämpfe in Polen mitgemacht. Hat aber alles gut überstanden. In den Sommermonaten hat er, der Vater, schon grabmächtig, mit der Pfeife in der Hand im Gärtchen gesessen und in der Zeitung gelesen. Dann ist die Nachricht gekommen, daß der Sohn im Lazarett liegt und am Bein verwundet sei. „Ob's schlimm ist?“ meinte die Mutter. — „Abwarten“, sagt der Vater. — Sie wartete ab. Und langsam, allmählich in den Briefen etwas durch — die Mutter ahnte schon, der Vater hoffte: es wird schon wieder gut werden. Dann auf einmal die Nachricht, daß das Bein hat abgenommen werden müssen. Die Mutter weint. Der Vater schreit. Was ist da zu machen. Es muß getragen werden.

„Ob sie's der Dorothee schreiben im Nachbarort?“ „Vielleicht“, sagt der Vater, „aber hat er's ihr selber schon geschrieben...“ „Das ist nicht“, sagt der Vater, „soweit war er mit dem Mädchen nicht.“

Dann kommt plötzlich die Nachricht, daß der Sohn Heimaturlaub bekommen hat und in den nächsten Tagen da sein wird. Er geht an einer Krücke und wird später ein künstliches Bein bekommen. Als der Sohn da ist, weint erst die Mutter noch ein paar Tränen, aber dann ist doch auch die Freude da, daß ihr Sohn zu Hause ist. Sie wundert sich, daß auch der Sohn noch lächeln kann: wenn er die Eltern bei ihren Bemühungen sieht, ihm etwas Gutes zuzustehen.

Dann ist am andern Tag die Dorothee auf einmal da. Sie steht im kleinen Hausflur und ruft mit ihrer hellen Stimme: Guten Tag! Die Mutter erschrickt. Der Sohn wird rot. Der Vater macht die Türe auf und holt sie herein.

„Willem, du hier?“ — „Ja!“ Er ist aufgestanden; die Krücke lehnt neben ihm. — „Bist du verwundet?“ — „Nein — ich hab nur ein Bein noch.“ — Sie hat die Hand auf das Gesicht gelegt. „Du hast mir ja nichts geschrieben.“ — „Wie sollte ich das? Was hast du denn mit'n Krüppel zu tun? Ich mocht's nicht schreiben.“ — „So? Und das soll Freundschaft sein?“ — „Ich dachte — ich dachte.“ — „Ja, wie denn?“ — „Er ist ganz ratlos.“ — „Ja, willst du mich denn so?“ — „Ob ich dich will? Das fragst du mich jetzt zum erstenmal. Soll ich dich nicht wollen, wo du so tapfer gewesen bist?“

Bei dem ganzen Gespräch sind die Eltern aus der Tür entwichen. Es ist ihnen ungemütlich gewesen. Nun laßt der Sohn, er laßt, nachdem er das Mädchen aus den Armen losläßt: „Auf sie herein!“

Und da stehen sie freudig auf der ausgetretenen Türschwelle.

Treue eines Hundes. Aus Neustadt a. O. wird berichtet: Seit Wochen stellt sich fast täglich ein Hund (Dobermann) an der Abfahrtsstelle der elektrischen Pfälzer Oberlandbahn in Sandau ein und springt bis Neßstadt neben oder hinter dem Wagen her; dann macht er den Weg wieder zurück und wiederholt dies ein- oder zweimal, sodaß er fast täglich sechs Stunden Weges zurücklegt. Man suchte hinter das Geheimnis zu kommen, doch war der Hund völlig unzugänglich, und erst jetzt stellte sich heraus, daß das Tier einem Gutsbesitzer gehört, der vor kurzem zum Meere eingewandert und mit dieser Bahn abgereist ist. Seit dieser Zeit sucht nun das treue Tier seinen Herrn.

Der Stiefsohn. Am Sonntag abend kommen die Dorf-ältesten und die Angehörigen der Gemeinde im Wirtshause zusammen. Einer fehlt noch, der Kornhofer. Endlich kommt er, breitschulterig, derb, mit einem hinkenden Fuß. Heute spricht er nicht viel. Sie wissen alle warum. Seinen Pflegesohn haben sie aus dem Felde tot gemeldet. Anfangs will keiner das Schlagwort „Krieg“ in den Mund nehmen. Aber es springt einem von selbst auf die Zunge. Lange hält der Kornhofer zurück, aber zuletzt muß auch er reden. „Wenn du einen hast, den du brauchen kannst, dann nimm ihn dir der Krieg. Ich hab ja noch mehr Buben, aber die gib ich billiger als ihn, obzwar er gleich nur ein angenommenes Kind ist gewesen. Was war das für ein Staatsbub, ein braver! Wie ist er am Sonntag um Geld gekommen fürs Wirtshaus. Am Morgen stand er als erster auf dem Hof. Überall sah er nach dem Nechten und hielt auf den Nutzen der Herrschaft. Gleich in den ersten Tagen hat er müssen einrücken. Gegen mittag ging sein Bug. Er ist am Morgen noch zum Mähen aufgestanden. Als die anderen kamen, war er schon drunten im Bachtal. Wenn ich ihm was anschaffte, war's wie wenn ich's selber getan hätte. In seinem letzten Brief hat er noch gefragt, wie's mit den Kartoffeln stünde, und ob die Döfen noch gut im Bug seien. Er wolle schon im Frühjahr hereinbringen, was er heuer in der Ernte veräußert habe. Er denke oft, das Bauernwerk wäre das schönste Geschäft auf der Welt. Wie er sich wieder darauf freue! — Da kommt auf einmal die Nachricht: Gefallen bei einem Sturmangriff! Auch das Eiserne Kreuz wurde ihm verliehen, schon früher; er hat es aber in keinem Brief erwähnt. Erst hintennach erfuhr ich's. Ja, so war er überhaupt. Keine Reden, keine Worte, dafür Tätigkeit ohne Ende. Ein Staatsbursch! Hab's ihm nimmer lobnen können. Aber vergessen werd' ich ihn nie!“ Der Kornhofer hat ausgetrunken, es zuckt die Mißbrung über sein wetterhartes Gesicht. Die anderen merken es und wollen ihn trösten. „Dast ja noch mehr Buben,“ sagen sie, „Kornhofer!“ „Aber keinen solchen nimmer, wenn sie gleich meine eigenen sind!“ Damit geht der Kornhofer schweren Schrittes zur Tür hinaus. — Die anderen aber sagen, sie hätten den Kornhofer noch nie so weich gesehen.

Weidmanns Erinnerungen.

Erzherzog Joseph hat in diesen Tagen im Verlag des Aktionskomitees für Herausgabe des St. Subertus-Kriegskreuzes (Wien) einen Band „Weidmanns Erinnerungen“ er-

Wir gehen achtsam auf dem rasch schmelzenden Schnee, der so glatt ist, daß jeder unserer Schritte Vorsicht erheischt. Wir können am steilen Gang nur — ich könnte sagen — stufenweise und ganz langsam abwärtssteigen. Policiefel voran, Stufen austretend, ich nach ihm, dann der Träger. Wir plaudern lustig über die so aute Bals und gelangen an einen ganz besonders steilen Abhang, unter welchem sich eine kleine Fichtendickung befindet. Der Gang ist nicht höher als höchstens 20 Meter, und 45 Grade kann die Böschung betragen. Da ist die Aussicht geradezu bezaubernd. Das lippige Grün im Tale, die ernste Färbung der Tannen und der blendende Glanz der schneebedeckten Siebenbürger Alpen, weit unten im Sonnenglanz die lachende Ebene. Ich bleibe stehen und genieße aus voller Seele die Herrlichkeit des Frühlahres. Policiefel, der kein Gewehr hat, stützt sich auf seinen „Fotos“ (langstieltige Sacke) und betrachtet mit Liebe seine schöne Heimat, die Waldfarpathen. Plötzlich rutscht seine Sacke aus, er fällt tollert die steile Lehne hinab bis zum Rande der Fichtendickung. Der weiche Schnee verhindert jede Verletzung. Der Ruchjat und ich lachen heralich, als plötzlich ein merkwürdiges Wimmern unter den Fichten hörbar wird. Dann ein grimmiges wütendes Gebrüll und bei mächtigem Krachen der Äste erscheint ein schwarzer Bär, packt Policiefel, der noch nicht aufstehen konnte, mit seinen Vorderpranken und beißt mitten in seinen Leib hinein. Er beutelt ihn, reißt ein großes Stück des Leibes des Unglücklichen, der sich mit dem rechten Arm wehrt, heraus. Das wütende, tobende Ungeheuer beißt in den Arm, sobald ich die Knochen krachen höre und das schmerzhafteste Stöhnen des Armen vernehme. Im ersten Augenblick konnte ich, da das Gewehr nicht mehr geladen war, nicht schießen. Ich hatte auch nicht viel Zuversicht auf einen tödlichen Schuß, da meine kleine Büchsschlinge mit dem Halbschloß wohl für Auerbahnen gut war, auf so einen kapitalen Bären aber voraussichtlich wirkungslos gewesen wäre. Und dann mühte ich auf den Bären, unter dem ein Mensch lag, steil bergab schießen. Fehle ich ihn oder geßt die Kugel durch das Haupt des wilden Tieres, so ist auch Policiefel in Gefahr, getötet zu werden. Dies alles durchdrachte meinen Kopf, als ich mich doch entschloß, schnell zu laden und das Haupt aufs Korn zu nehmen. Angesichts der fürchterlichen Wisse, die mir durch Mark und Bein drangen, zielte ich so genau wie noch nie in meinem Leben und drückte in Gottes Namen los. Der Bär knickte verendet zusammen und verbara meinen armen, leblos im blutgefärbten Schnee liegenden Gefährten. Neben mir fiel etwas Schweres in den Schnee und bevor ich es verhüten konnte, kollerte mein junger Träger ohnmächtig mit allen Sachen zum verendeten Bären hinunter. Ich setzte mich und rutschte vorsichtig im Schnee hinab. Ich schob den Ohnmächtigen beiseite und wälzte den kapitalen Bären mit grober Mühe seitwärts. Er war mitten ins Haupt getroffen, ohne daß die Kugel hindurchgedrungen wäre. Policiefel lag scheinbar tot zu meinen Füßen. Mein erstes war, die Folgen des Wisses festzustellen. Die Pelzjacke, die Weste, das Hemd waren auf einer kopfartigen Fläche weggerissen, doch wels? ein Wunder, die Haut war unverfehrt. Um so schlimmer aber sah der Arm aus. Aus drei tiefen, klaffenden Wunden blutete er stark und hing lose; er war an drei Stellen gebrochen. Der Puls schlug kräftig. Der Träger kam zu sich, fing aber vorerst ein jämmerliches Lamento an. Es war nicht leicht, ihn zu bewegen, mir zu helfen und Policiefel zum Zwecke des Verbindens des Oberarmes zu stützen. Während dieser Arbeit kam ein ganz kleiner Bär zu uns und versuchte, an der Mutter zu saugen. Wir störten ihn nicht, war doch Wichtiges zu tun. Gestützt von uns beiden, gelang es, den Verwundeten auf die Beine zu bringen. Bald kam ärztliche Hilfe und er genah in acht Wochen. Seither habe ich noch einige Bären in Policiefels Weisem erlegt, und jedesmal brummt er, indem er dem Bären einen Fußtritt verfehrt, verächtlich zwischen den Zähnen: „Nichtsnuß, du elendiger!“

Was verkürzt mir die Zeit? Tätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang? Mühsiggang!
Was bringt in Schulden? Harren und Dulden!
Was macht Gewinnen? Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren? Sich wehren!

Goethe.

Amelie Ping-Godin.

Geibel

C. M. Webb



Herr A. war ein Künstler, und als seine Frau an dem Schulterschmerzen litt und ihn bat, ihr die Stelle mit dem Pinsel, tat er dies, indem er eine kleine Landschaft malte auf einem alten Baum und Wolken, die die Sonne halb verdeckten. Der Schmerz dauerte aber an, und Frau A. ging daher zu ihrem alten Hausarzt, der sie all ihr Leben lang behandelt hatte. Die Untersuchung der Schulter förderte die Krankheit zu Tage; und der Doktor sicherte und sprach: „Welch ein erschreckendes Bild!“ Frau A., die in Unkenntnis über die Natur der Krankheit des Todes war, wandte sich ihm entrüstet zu. „Ich bin erstarkt über Sie, Herr Doktor!“ rief sie. „So etwas kann ich nicht von Ihnen erwarten — noch dazu von einem Mann in Ihrem Alter.“